

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 22 (1899)

Artikel: Aus der Jugendzeit Dr. med. Ulrich Zehnders, Bürgermeister des Kantons Zürich : 1798-1877
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der
Jugendzeit Dr. med. Ulrich Behnders,
Bürgermeisters des Kantons Zürich.
(1798 — 1877).

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Blätter enthalten biographische Aufzeichnungen des am 11. Juli 1877 verstorbenen Dr. med. Ulrich Behnder. Behnder hat von 1834 bis 1839 und dann wieder von 1843 bis 1866 dem zürcherischen Regierungsrat angehört, vom Jahr 1844 an bis 1866 ununterbrochen neben H. Mousson, Alfr. Escher, J. Dubs und Oberst Ed. Ziegler, das Amt eines Bürgermeisters oder, wie es von 1848 an hieß, eines Regierungspräsidenten des eidgenössischen Standes Zürich bekleidet und sich um das Armen- und das Medicinal- und Sanitätswesen des Kantons große Verdienste erworben.

In einem umfangreichen Manuscript legte der Greis in seinen letzten Lebensjahren zu Händen seiner Angehörigen seine Erinnerungen nieder. Mit Erlaubnis der Familie bringen wir hier die ersten Abschnitte, die in anschaulicher Weise die Jugendzeit und den Studiengang schildern, zum Abdruck.

Die Redaction.

I.

Im Elternhaus.

Mein Geburtsort ist Oberengstringen im Limmatthal, wo mein Vater Bürger war. Damals war es ein gar kleines armeliges Dörfchen, zum großen Theil aus alten, mit Stroh bedeckten Häusern bestehend. Auch das Haus meiner Eltern war theilweise mit Stroh bedeckt. Es lag in einer mit Bäumen

besetzten Wiese am Dorfbach, der den Garten des Hauses auf der einen Seite begrenzt, und enthielt eine Wohnung mit angebauter kleiner Stallung und Scheune, an welch' letzterer auch der Eigenthümer des angebauten Nachbarhauses Anteil hatte. Die Wohnung bestand aus einer großen Stube, welche dem Vater, einem Tischler, auch als Werkstatt gedient haben mag, und einer Küche, beide zu ebener Erde, und darüber ein paar Kammern. In der Stube machte sich ein großer grüner Kachelofen breit, dessen Oberfläche im Winter den Kindern als Spielplatz diente. Dieses Häuschen, das jetzt noch (1870) in verbessertem, etwas modernisiertem Zustand und getrennt vom Nachbarhause im Besitz der Erben meines im Jahr 1868 verstorbenen Bruders ist, war nebst ein paar Acker und einigem Rebgelände das Besitzthum meiner Eltern.

In diesem Häuschen war ich am 20. Januar 1798 geboren, das achte Kind meiner Eltern. Mein Vater, Daniel Zehnder, besorgte neben seinem Berufe die Bewirtschaftung des kleinen Besitzthums. Er war schon früh vaterhalb verwaist, und der schöne Gütergewerb, den sein Vater besaß, gieng, so lautete die Klage der Familie, durch Habsucht und Sorglosigkeit derer, denen die Pflicht für die Waisen zu sorgen oblag, für diese verloren. Nur ein geringes Vermögen wurde den Kindern, mehreren Brüdern und Schwestern, gerettet. Meine Mutter war Elisabeth Noz von Höngg. Sie wurde im Jahr 1779 die Gattin meines Vaters, und in ihr hatte derselbe eine thätige, einsichtige und pflichttreue Gefährtin gefunden. Die Sorge für den Unterhalt der nach und nach zahlreich gewordenen Familie nahm unter so beschränkten Verhältnissen die vereinigten Kräfte des Ehepaars in hohem Grade in Anspruch. Die Kinder wurden ebenfalls frühzeitig zur Arbeit angehalten, und zwei meiner Brüder — ich hatte deren 4, und 3 Schwestern — waren bei meiner Geburt bereits einem Handwerk überwiesen.

Die Zeiten waren ernst und drückend. Der Geist der Revolution, welcher Frankreich so tief erregt und unter erschütternden Ereignissen so mächtig umgestaltet hatte, ergriff auch die Bevölkerung eines großen Theiles der Schweiz und namentlich auch des Kantons Zürich. Die Vorrechte, welche sich die Bürgerschaft der Stadt Zürich, die ausschließlich das Regiment besetzte, anzueignen und bis dahin zu wahren gewußt hatte, hatten große Erbitterung auf der Landschaft wachgerufen, und das Feldgeschrei „Freiheit und Gleichheit“, mit welchem die Heere der französischen Republik gegen ihre Feinde siegreich kämpften, hatte diese Stimmung zur lodernden Flamme angefacht. Empörung gegen das Stadtregiment, gesteigert durch Härte gegen Männer aus dem Volke, welche Wiederherstellung alter Rechte und Reformen verlangten, war hie und da offen zu Tage getreten, und die zürcherische Landbevölkerung theilte sich in zwei feindselige Parteien, diejenige der sog. Patrioten und diejenige der Aristokraten (Anhänger der Stadt). Unter jenem Feldgeschrei waren die kriegerischen und erobерungslustigen französischen Heere, nicht ohne theilweise mutigen Widerstand, auch in die Schweiz eingedrungen, von der einen Partei mit Jubel als Befreier von unwürdigem Joch begrüßt, von den andern als fremde Unterdrücker und Räuber verabscheut.

Dieses Eindringen der französischen Heere, ihr Schalten und Walten als Herren des Landes, das sie besetzt hielten und theilweise ausplünderten, sowie das politische Treiben der Parteien und die Umgestaltung des Staates ließen manchem das Einrücken der österreichischen und russischen Heere, die zur Bekämpfung der französischen Republik in's Feld geführt worden waren, auf dem Boden der Schweiz als willkommen erscheinen. So war die Schweiz zum Tummelplatz fremder Heere geworden. Massenhafte Einquartierungen, Plünderungen, Beraubung der Staats schätze, Brandstiftungen waren an der Tagesordnung und

erschöpfsten das Land und seine Bewohner. Die Umgebungen Zürichs wurden überdies der Schauplatz blutiger Schlachten.

In meinem Geburtsjahr ward die Verfassung der einen und untheilbaren, helvetischen Republik proklamirt, deren Einführung in den Urkantonen blutige Kämpfe herbeiführte. Aber auch während ihrer kurzen Dauer bis zum Jahr 1803 hatte sie Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, um sich im Lande Anerkennung zu verschaffen, ihre politischen Prinzipien, sowie die Beschlüsse der Behörden zur Geltung zu bringen. Alle friedlichen und alle ernsten Maßregeln der helvetischen Regierung, zu welch' letztern auch die Beschiebung der Stadt Zürich im September 1802 gehörte, konnten bei der Erbitterung der politischen Parteien, welche durch die ernsthafte Einmischung fremder Gewalthaber nur gesteigert wurde, um so weniger zu einem glücklichen Ziele führen, als der Bevölkerung diese Einheitsverfassung im Allgemeinen sowohl nach ihrem Ursprung, als nach ihrem, dem historischen Bewußtsein widersprechenden Wesen als eine fremdartige Schöpfung erschien, die jener nicht zu sagte.

In dieser Zeit der Parteikämpfe, der inneren Verwirrung und von außen kommender Bedrückung, in dieser Zeit allgemeiner Noth, in welcher, wie die Geschichtschreiber melden, das Elend auf den höchsten Grad gestiegen war, zu einer Zeit, als Zürich und seine Umgebungen, namentlich die Gegend des Limmatthales, der Schauplatz welthistorischer Schlachten zwischen französischen Heeren einer- und österreichischen und russischen Heeren andererseits geworden war, gerade in jenen jammervollen Tagen, da einquartierte Kosaken die Ruhe der Familie störten und ihre Noth vermehrten, ward mein Vater von schwererer Krankheit ergriffen und dann am 15. Oktober 1799, zirka 40 Jahre alt, seiner zahlreichen, den Verlust trostlos beweinenden Familie entrissen.

Von der Größe des Unglücks, das uns betroffen, hatte ich, kaum 20 Monate alt, noch keine Ahnung. Am Begräbnistage saß ich während des üblichen Todtenmahles auf dem Ofen und sang nach unmündiger Kinder Art. Glückliche Kindheit! Doch was weiß ein solches Kind von Glück oder Unglück. Und kann man glücklich sein, ohne das Bewußtsein davon zu haben? Ich soll damals ein blondlockiges, schönes Kind gewesen sein, der Liebling von allen im Hause, selbst der einquartierten Kosaken, die mich liebkossten und auf ihren Armen trugen, zur Beruhigung meiner Mutter, der man vorgeschwärzt hatte, die Kosaken fressen die Kinder.

Da stand nun meine Mutter mit acht großentheils unerzogenen Kindern, des Gatten und Vaters beraubt, dessen Arbeit die Bedürfnisse der Familie hätte befriedigen sollen, eine Mutter, die wegen körperlicher Gebrechen (sie war in starkem Grade hinkend) zu härterer Arbeit untauglich war, ohne andere Hülfsmittel, als den Ertrag des kleinen Gütchens, das nicht einmal schuldenfrei war und einigen Erwerb der Kinder, die, größer geworden, zu fleißiger Arbeit angehalten wurden. Wer ermißt ihren Kummer und die Last ihrer Sorgen? Aber sie erlag ihnen nicht. Vertrauen auf Gott gab ihr Trost und Kraft. „Zammert nicht, wie die Heiden, die kein Gottvertrauen haben“, rief sie den Söhnen und Töchtern zu, wenn sie ihrem Schmerz durch Weinen und Klagen Luft machten. Unterstützt mit Rath und That von Seite einzelner ihrer Geschwister, insbesondere ihres zweitjüngsten Bruders, wußte sie mit unermüdlichem Fleiß, mit ungewöhnlicher Einsicht und möglichster Einschränkung die Familie nicht nur kümmerlich durchzubringen, sondern ihren Kindern, von denen jedoch der zweitälteste Sohn in wenigen Jahren starb und der jüngste, ich selbst, anderer Fürsorge überlassen wurde, eine gute, ihren Verhältnissen angemessene, auf religiösem Grunde ruhende Erziehung zu geben. So erlebte sie es, daß alle ihre Kinder

eine sichernde Lebensstellung gefunden hatten, während sich ihr liebes kleines Gütchen verbessert und vergrößert hatte. Erst im Jahre 1822 im 68. Lebensjahr trat sie in ein besseres Dasein über. Ihre drei Töchter waren verheirathet und 3 der 4 noch lebenden Söhne ebenfalls, als sie von ihnen schied. Der zweitälteste von diesen, der Schullehrer geworden war, übernahm das elterliche Besitzthum, das sich insbesondere durch seinen Fleiß gehoben hatte; der dritte im Alter verheirathete sich ein Jahr später.

Jetzt, da ich dies schreibe, sind alle diese meine Geschwister, die jüngste Schwester erst vor kurzem, gestorben. Drei davon im Alter von circa 80 Jahren. Die Zahl der von denselben hinterlassenen Kinder und Enkel ist ziemlich groß.

II.

Im Hause meiner Pflegeeltern.

Der frühe Tod meines Vaters, für Mutter und Geschwister ein erschütterndes Ereigniß, sollte für mich und mein Geschick von glücklichem Einflusse sein. An die Stelle der Elternpflege trat eine andere, nicht minder liebevolle Pflege für mich ein. Jener Bruder meiner Mutter, der sich ihrer, wie oben erwähnt, am meisten annahm, war mein Pathe. Obgleich seit einer Reihe von Jahren verheirathet, hatte er keine Kinder. Dieser mein Onkel und Pathe, Ulrich Noz, machte meiner Mutter den Vorschlag, meine Erziehung ihm zu überlassen. Freudig und doch mit Schmerz willigte sie ein, so schwer ihr auch die Trennung von ihrem Liebling war. Von nun an war das Haus des Onkels, des damaligen Seckelmeisters der Gemeinde Höngg, meine Heimat, und an ihm und an seiner Gattin, Julianne Bourquin von St. Imier, fand ich die liebevollsten Pflegeeltern. Mein Onkel war Zimmermann von Beruf. Sein Aufenthalt als Zimmergeselle hatte ihn mit der französischen Sprache vertraut gemacht,

und da seine Gattin diese Sprache als ihre Muttersprache redete, so war diese auch die Sprache des geistigen Verkehrs zwischen Mann und Frau geworden. Die Gewohnheit meines Onkels, sich dieser Sprache zu bedienen, und die Achtung, welche er sich unter seinen Mitbürgern durch seinen Charakter und seinen klaren Verstand erworben hatte, führte ihm jenes Gemeindeamt zu einer Zeit zu, in welcher die Verwaltung desselben, da das Einquartierungswesen damit verbunden war, sehr schwierig erschien. In der That kostete ihn dieses Amt sehr viel Zeit und Anstrengung und führte ihm manche peinliche, ja selbst gefährliche Situation herbei. Ich selbst erinnere mich noch einzelner Scenen der Art, so z. B. wie er französischen Offizieren, deren Zumuthungen er als Beamter mit Entschiedenheit und Festigkeit zurückwies und die ihm dann mit gezogenem Degen drohten, entschlossen die Thüre wies und sie entfernte. Ich erinnere mich aber auch freudiger Scenen zwischen Quartiergeber und Einquartierten in unserem Hause, namentlich der Freundlichkeit französischer Soldaten mit mir, dem muntern Jungen, der schon anfing französisch zu parlieren und den sie unter anderem einmal mit einer Krähe und ein andermal mit einem Finken beschenkten.

Im Ganzen war die Stellung meines Onkels den Österreichern und Russen gegenüber schlimmer, als im Verkehr mit den Franzosen; denn er war „Patriot“ und als solcher den Franzosen mehr gewogen bekannt. Das machte ihm bei jenen böses Spiel; aber seine Besonnenheit und Entschlossenheit halfen ihm immer durch. Auch meine Tante zeigte bei gefährlichen Auftritten viel Muth. Ich erinnere mich noch dunkel, wie sie einmal eine österreichische Marketenderin, ein großes, kräftiges Weib, welches, wir waren allein, von ihr unter wilden drohenden Geberden Branntwein expressen wollte, abfertigte. „Gibst du mir nicht Branntwein, so nehme ich dir dein Kind“, rief jene.

Die Tante aber erwiderte: „Was wolltest du mit dem Kinde thun, hast ja selbst nichts zu beißen. Packe dich fort, oder ich werde dafür sorgen, daß man dich hinauswerfe.“

Da ich im Hause mehr französisch als deutsch sprechen hörte, so konnte ich das erstere früher, als das letztere. Noch jetzt schwebt es mir deutlich vor, wie ich, ein etwa fünfjähriges Bürschchen, von den Kindern in der Schule, die ich frühzeitig besuchte, in den freien Pausen umringt und gepreßt wurde, ihnen etwas französisch z. B. das Unservater oder die Zahlen bis 100 vorzusagen. Die damit verbundenen kindischen Neckereien und Quälereien hatten mich manche Thräne gekostet, und von da an wollte ich vom Französischen nichts mehr wissen. Sollte ich meiner Tante auf eine französische Frage französisch antworten, so weinte ich und brachte es leider dahin, daß man mich damit nicht mehr plagte, was dann zur Folge hatte, daß ich nach einigen Jahren von jener Sprache nichts oder doch sehr wenig mehr verstand, zumal das Deutsch nach und nach zur vorherrschenden Haussprache wurde.

Etwa im dritten oder vierten Altersjahr, genau weiß ich's nicht, erkrankte ich an den Pocken und zwar in einem solchen Grade, daß mein Leben sehr gefährdet war. Mehrere Tage lag ich in Delirien und konnte die Augen nicht öffnen, doch die Gefahr gieng vorüber, auch die Augen litten keinen Schaden, aber mein Gesicht war von Pockennarben sehr entstellt. Der früher, wie man mir sagte, hübsche Knabe war häßlich geworden. Wie manche Jugendfreude hat mir diese Entstellung verdorben; wie viel Spott mutwilliger Buben, selbst liebloser Erwachsener mußte ich ertragen; wie oft in meinem späteren Leben übernahm mich ein schmerzliches Gefühl, wenn ich durch Worte oder Zeichen in verlebender Weise an dieselbe erinnert wurde, oder ich deshalb andern gegenüber zurückgesetzt wurde. Begreifen läßt sich letzteres wohl, wenn man den Einfluß der äußern Persönlichkeit

im Verkehr der Menschen unter sich überhaupt, insbesondere aber in gewissen Kreisen und Lebensstellungen sich vergegenwärtigt; doch zu eigentlicher Klage habe ich diesfalls keinen Grund.

Der genannten schweren Krankheit erinnere ich mich jetzt nach 70 Jahren noch; insbesondere ist mir die lange zurückgebliebene Empfindlichkeit meiner Augen gegen das Licht und namentlich der Schmerz im Gedächtnis geblieben, den ich empfand, wenn ich an Winterabenden auf die Hobelbank gesetzt wurde, an welcher der Onkel beim Licht einer hängenden Ampel, deren Licht ich nicht ertragen konnte, arbeitete. Für mich kam Jenners glückliche Entdeckung oder vielmehr deren allgemeinere Verbreitung leider zu spät. Von andern Kinderkrankheiten, die ich zu bestehen hatte, ist mir der Scharlach in Erinnerung geblieben. Dieser befiel mich jedoch erst zu der Zeit, als ich die Schulen Zürichs besuchte, aber ebenfalls in sehr heftigem Grade, so daß ich viele Tage delirierte und die Haut sich nachher in großen Stücken ablöste.

III.

Schulbesuch.

Wie schon bemerkt, besuchte ich die Schule in Höngg bereits im fünften Altersjahr, und ich hatte bei meinem Eintritt in dieselbe schon einige Vorkenntnisse. Mein Onkel hatte mich gewissermaßen spielend die Buchstaben kennen und Worte zusammenfügen gelehrt. Der Schulmeister, dessen Unterricht ich nun genießen sollte, war schon ein älterer Mann. Seine viel jüngere, ziemlich derbe Frau war in der Schule mitunter seine Gehülfin und übte, mit dem Haselstock fleißig hantierend, mehr Autorität auf die Schuljugend aus, als ihr Ehegemahl. Mich behandelten beide freundlich, denn mein Onkel, ihr Gevatter, stand bei ihnen in besonderem Ansehen. Innerhalb drei Jahren war mein Unterricht

hier vollendet. Ich hatte Gedrucktes und Geschriebenes (alte Urkunden, Kauf- und Schuldbriefe und dergl. in deutschen und lateinischen Lettern) lesen gelernt, konnte schreiben, selbst ein für mich besonders herbeigeschafftes Alphabet mit großen kalligraphisch sein sollenden römischen Buchstaben leidlich nachmachen, konnte Lieder aus dem Wasserbüchlein und dem Katechismus fast ganz auswendig herjagen, konnte ein wenig rechnen, und das Einmaleins war mir geläufig. Da erklärte eines Tages der Schulmeister meinem Onkel, er wisse mich nichts mehr zu lehren. So stand es damals mit den Schulen auf dem Lande. Noch war ich nicht 8 Jahre alt und dabei von zarter, fast schwächerer Constitution. Was konnte nun mit mir begonnen werden? Zur Arbeit war ich noch untauglich; müßig gehen und auf den Gassen herumstrolchen wollte man mich nicht lassen; eine Schule, in welcher ich noch mehr hätte lernen können, gab es anderswo nicht, als in der Hauptstadt. Diese war aber eine Stunde von Höngg entfernt, der Weg zur Schule dahin für ein zartes Bürschchen sehr weit, die Verköstgeldung in der Stadt aber für Onkels Verhältnisse zu theuer. Es hatte überdies noch seine Schwierigkeiten, als Landbube aufgenommen zu werden, zumal mitten in einem Jahresturs, wie es sich gerade traf. Trotz allem hatte mein Onkel den Entschluß gefaßt, mich die Stadtschulen besuchen zu lassen, und scheute keine Mühe denselben zur Ausführung zu bringen. Keineswegs aber geschah dies damals in der Meinung mich studieren zu lassen, d. h. einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen. Vielleicht sollte nur meine Knabenzeit auf die nützlichste Weise verwendet werden, bis Alter und Kräfte es möglich machten, den Beruf meines Onkels oder ein anderes Handwerk zu erlernen. Erst der Erfolg meiner Schulzeit führte mich später, wie von selbst, in die Bahn wissenschaftlicher Studien. Im Herbst 1805 ward ich in die „deutsche Schule am Bach“ (am Wolfbach zwischen Kinder- und Neu-

markt) aufgenommen. Mein erster Lehrer war Präzeptor Wolff, der Vater des nachmaligen Pfarrer Wolff in Affoltern bei Höngg, und Großvater des Herrn Pfarrer Wolff in Weiningen und des Architekten Wolff in Zürich. Er hatte, von der Vorsteherchaft der Schule dazu ermächtigt, mich mit Wohlwollen aufgenommen und erlaubte mir, wenn ich in meinen leichten Kleidern im Winter halb erfroren in die noch nicht recht erwärmte Schule kam, mich am Ofen seiner Wohnstube zu erwärmen. Oft mußte ich, um auf 8 Uhr in der Schule zu sein, durch frisch gefallenen, ungepfadeten Schnee mich hindurch arbeiten. Für den Mittag hatte ich anfänglich nur Brot und Obst, grünes oder gedörrtes, mitgenommen und erhielt die Erlaubnis, dieses mein Mittagessen im Schulzimmer zu verzehren. Später verständigte sich mein Onkel mit dem Wirth zum „Schiff“, Schiffmeister Körner, daß ich dort täglich am Familientisch eine warme Suppe essen und die Mittagstunde daselbst zubringen konnte. An Feiertagen, wenn alle Zimmer von Gästen besetzt waren und das Mittagessen der Familie auf eine spätere Stunde fiel, war meine Suppe gewöhnlich unter dem Geschäftsdrange vergessen, und ich wagte nicht daran zu erinnern, vielmehr suchte ich mich, durch Mitwirkung bei der Bedienung von Gästen nützlich zu machen und den Appetit zu vergessen. Herr Körner und seine Gattin, beide sehr energisch und klug, waren mir übrigens sehr gewogen, und ich war in ihrem Hause, das ich in solcher Weise fast 8 Jahre lang besuchte, gleichsam wie daheim. Ihre Kinder, 3 Knaben und 1 Mädchen, mochten mich ebenfalls wohl, und mit den beiden älteren Knaben war ich befreundet.

In dieser deutschen Schule am Bach, in welcher ich, soviel ich weiß, der einzige vom Lande war, mußte ich bis Ostern 1807 verbleiben. Denn bei der Promovierung zu Ostern 1806 hatte ich erst ein halbes Jahr die Schule besucht und war, obgleich der erste in der Dorfsschule, beim Eintritt in jene in

manchen Beziehungen hinter meinen Mitschülern zurück. Bald aber war ich unter den neuen Mitschülern meist oben an, und bei der Prüfung zu Ostern 1807 nahm ich den ersten Platz ein. Ich erinnere mich noch deutlich, wie der Präsident der Prüfungsbehörde mich während der Prüfung über alle Umstände meines Herkommens befragte und freundliche Worte an mich richtete. Später wurde er selbst mein Lehrer. Jetzt gieng ich in die Bürgerschule über, deren 4 Klassen ich, auch hier fast allein vom Lande, in den folgenden 4 Jahren durchlief. Hier erhielt ich neben dem Unterricht in der deutschen Sprache und später, in der 4. Klasse, auch in der lateinischen Sprache, den in Mathematik, Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Singen usw. In Neben- (Privat-) Stunden, die ich mit einer Anzahl anderer Schüler gegen besondere Honorirung besuchen durfte, erhielt ich auch Unterricht in der französischen Sprache und im Zeichnen.

Nunmehr war es doch an der Zeit, über die Frage ins Klare zu kommen, was aus mir werden sollte, d. h., ob ich ein Handwerk erlernen und die Schule verlassen oder in die höheren Schulen übergehen und mich einem gelehrteten Berufe widmen sollte. Meine Pflegeeltern hatten Neigung für das Letztere und insbesondere für den geistlichen Beruf. Mich einst als Pfarrer predigen zu hören, war ein Lieblingsgedanke meiner Tante. Ich selbst hatte wenigstens keine Abneigung dagegen. Zu diesem für meine Verhältnisse nicht leichten Entschluß, mich studieren zu lassen, fand sich mein Onkel durch die Ergebnisse meines bisherigen Schulbesuches bewogen. Bei allen Jahresprüfungen nahm ich einen der ersten, wiederholt wirklich den ersten Platz ein. Es macht mir jetzt noch Freude, hierin ein Zeugniß der Unparteilichkeit meiner Lehrer erblicken zu können, wenn ich mich der vielen Mitschüler aus den ersten Familien Zürichs erinnere, denen der arme Landbube vorangesezt wurde. Dieser Erfolg

hatte für meine Zukunft große Bedeutung, so gewiß es auch ist, daß der Platz oder der Rang in der Schule auf die künftige Thätigkeit des Schülers keineswegs einen sichern Schluß ziehen läßt, was mir, neben vielen anderen, Beispiele von meinen Mitschülern genügend beweisen. Daß ich den gedruckten Schülerkatalog von den Jahresprüfungen mit einem innerlichen Jubel und einem gewissen Stolz heimbrachte, versteht sich von selbst. Erfuhren sie doch während des Schuljahres nur selten etwas von meinem Glücke, d. h. von meinem Platzwechsel in der Schule, weil sie auch nur höchst selten darnach fragten; daß sie sich aber dann auch mit mir freuten, wenn sie meinen Namen in den Katalogen in den ersten Reihen glänzen sahen, versteht sich ebenfalls von selbst.

Mein Verdienst war indessen dabei, offen gestanden, nicht überaus groß. Ich lernte nämlich mit großer Leichtigkeit, hatte hiefür ein vortreffliches Gedächtnis und meine Fortschritte waren daher nicht die Folge außerordentlicher Anstrengung. Jene Leichtigkeit im Lernen, ich verstehe darunter nicht das bloße Auswendiglernen, sondern das Auffassen, sich Aneignen, kam mir übrigens um so mehr zu statten, als ich meine Zeit zu Hause andern als Schularbeiten widmen mußte. In der Schule, so hieß es da, sollte ich lernen und daheim schaffen helfen. So mußte ich im Sommer, heimgekommen, auf's Feld, in die Reben &c. mit der Haue, der Hacke und drgl. in der Hand, oder mit dem Korb am Rücken, oder ich mußte Futter holen für das Vieh, im Herbst dasselbe auf die Weide führen, im Winter Holz auf dem Schlitten herbeiführen und spalten helfen u. s. w., kurz, ich verrichtete alle Arten ländlicher Arbeit, die meine Kräfte nicht überstiegen. Immer gab es etwas zu thun, Schulferien waren für mich keineswegs Erholungszeiten. In den Winterabenden gab es zum Lernen und für Schularbeiten allerdings mehr Zeit, obgleich es auch dann noch manch'

anderes zu thun gab. Das Lernen mußte in der Wohnstube, wo der Onkel an der Hobelbank arbeitete, also meistens im Lärm des Hobelns, Sägens, Klopfens &c. vor sich gehen, weil ich mitunter auch noch behülflich sein mußte. Je weniger Zeit ich für meine Schularbeiten verwenden mußte, desto lieber wurde es gesehen, denn man wußte mich auch bei der Dellampe in der Wohnstube stets zu beschäftigen. Mir aber für meine Schularbeiten ein besonderes Licht zu geben, davon war gar nicht die Rede, und wenn ich, wenn alle zur Ruhe giengen, noch für mich d. h. für die Schule arbeiten wollte, so hieß es „geh' in's Bett, für dich allein wird kein Licht gebrannt“. Später, als ich zum Studieren bestimmt ward, kam dies jedoch etwas besser; aber wirkliche Ermunterung zu Schularbeiten fand ich zu Hause nicht, vielmehr, obgleich unbeabsichtigt, Hemmnisse und Erschwerungen. Lag in diesen Hemmnnissen vielleicht ein Sporn zu jenen Arbeiten, eine Steigerung meiner Kraft? Genug, man beruhigte sich mit dem Erfolge, wie der Katalog ihn alljährlich kund gab. Die Ausgaben, welche mein fortgesetzter Schulbesuch den Pflegeeltern verursachte, waren für sie keineswegs unerheblich, vielmehr ein schweres Opfer, welches sie dem Adoptivsohn brachten. Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit erinnerte ich daran, daß das Quartalgeld bezahlt, oder ein Schulbuch oder eine Landkarte und drgl. angekauft werden sollte; denn es verursachte bei der Tante nicht selten einige Seufzer. Man suchte das Nöthigste billig zu bekommen; die erste Landkarte, die ich bedurfte, die Karte der Schweiz, wurde statt vom Buchbinder zerschnitten und mit Kleister auf glatte Leinwand, von meinem Onkel mit Tischlerleim in einem Stück auf grobes leinenes Kleiderzeug geklebt, wobei der Leim das Papier der Karte durchdrang und sie fast unbrauchbar machte. Wie schämte ich mich mit dieser Karte in der Schule zu erscheinen, und wie wurde ich deshalb geneckt und ausgelacht. Ich habe sie dennoch aufbehalten.

Aber dennoch wurde jedes Opfer, wenn auch mit einem Seufzer, gern und freudig für mich gebracht; ja meine Pflegeeltern giengen dann wieder über das Nothwendige hinaus, indem man mir noch Nebenstunden für's Französische und für das Zeichnen extra bezahlte. Ich hatte darum gebeten, obgleich diese Nebenstunden, zu denen sich eine Anzahl Schüler zusammenfanden, für mich nicht leicht zu gewinnen waren, so daß ich z. B. um des französischen Nebenunterrichtes willen im Winter schon um 7 Uhr in Zürich sein, also um 6 Uhr mich auf den Weg und noch bei nächtlichem Dunkel mir oft durch den Schnee eine Bahn machen mußte. Dies war für mich um so peinlicher, als Dunkelheit mir immer unheimlich war und Furcht einflößte, weswegen ich Nachts auch nicht allein in einer Kammer schlafen wollte.

Für meine Fortschritte in der Schule hatten meine Pflegeeltern begreiflich keinen rechten Maßstab. Der Katalog je am Ende eines Schuljahres und seltene, gelegentlich eingezogene Erfundigungen gaben allein Zeugniß von meinem Fleiß, den sie daran erkannten, daß weder Regen, noch Schnee, noch Sturm z. c. mich vom Schulbesuch abhielten. Einzelnes, was sie selbst beurtheilen konnten, machte ihnen Freude, wie meine Handschrift, meine Zeichnungen, mein Lesen, mein Beten (Tischgebete oder auch Vortragen von andern Gebeten). Die Tischgebete fielen schon frühzeitig mir zu, und die Tante besonders wollte sie von mir hören. In meinem elften Jahre wurde ich sogar als Vorbeter am Krankenbette und Sterbelager eines andern Onkels mütterlicher Seite verwendet. Ich erinnere mich lebhaft des erschütternden Eindrückes, welchen die Anfälle des sogenannten Hundskrämpfes (Tetanus, Starrkrampf), an welchen der kräftige Mann in Folge eines ziemlich geringfügigen Sensenschnittes an der Hand starb, auf mich machten, und wie ich vor Weinen fast nicht vorbeten konnte. Ich glaube, gerade dieses mein Vorbeten habe dahin geführt, daß meine Pflegemutter dafür schwärmte, mich einst als

Pfarrer beten und predigen zu hören. Ich selbst spiegelte mir auch schon mein Auftreten auf einer Kanzel mit einem gewissen Stolze vor, und als einer meiner Lehrer an der Bürgerschule mich, wie mehrere andere, einst fragte, was ich werden wollte, antwortete ich mit Selbstgefühl: ein Pfarrer, worauf er erwiderte: Das freut mich; du hast, was man braucht, dazu.

Meine Lehrer waren mir überhaupt wohlgewogen, ja es wurde mir vielleicht etwas mehr, als es sonst zu geschehen pflegte, nachgeschenen. Ich war keineswegs ein stiller, ruhiger und schüchterner, sondern ein lebhafter und mutwilliger Knabe, der manche Streiche mitmachte, an denen die ordnungssteifen Schüler keinen Anteil nahmen. Ich wurde aber auch auf der andern Seite vielfach geneckt, was zu allerlei Szenen führte. Den feingepunkteten Söhnchen der Stadtbürger war der bäuerische, fast ärmlich gekleidete, blatternnarbige Landbube nicht selten der Gegenstand des Spottes, zu dem sie mitunter der Neid, daß dieser im Schulrange über ihnen stehe, noch mehr aufstachelte. Im Allgemeinen aber stand ich mit meinen Mitschülern auf gutem Fuß, war bereit, ihnen in diesem und jenem nachzuholen, brachte ihnen Blumen, Käfer u. dgl., tauschte mein Bauernbrot an ihr Weißbrot und machte nie den Angeber. Wenn sie mir hie und da etwas für einen oder ein paar Schillinge abkaufen, so sparte ich sie zusammen, um Federn u. dgl. oder auch etwa einmal eine Wurst daraus zu kaufen. Fröhlichen Sinnes machte ich den weiten Weg zu und von der Schule meistens singend oder pfeifend. Ich hatte viel natürlichen musikalischen Sinn. Melodien von Liedern, Tänzen oder anderen kleinen Musikstücken, die ich singen oder spielen hörte, blieben mir schnell im Gedächtniß; ich sang oder pfiff sie auf Weg und Steg.

Außer der Schule an meinem Wohnorte hatte ich leider keine geeigneten Spielfreunde. Die meisten, die meine Nachbarschaft mir bot, waren Knaben, welche die Fabriken in Wip-

lingen besuchten (in Höngg gab es damals noch keine), und mit diesen kam ich auch bei meinen Schulwanderungen auf derselben Straße am meisten in Berührung. Es gab da in dieser Gesellschaft Jugendstreiche mancher Art. Einer meiner Kameraden war der Sohn des Wirthes im Dorf. Mit diesem giengen wir nicht selten auf den Tanzboden (es wurde damals fast alle Sonntage getanzt), um uns im Tanzen zu üben, und selbst das Kartenspiel ward in den Kreis unserer Spiele und Vergnügungen gezogen. Glücklicherweise hatte ich kein Geld zu ver spielen. An allgemeinen Belustigungstagen, wie am Berchtoldstag u. dgl., mischten wir uns als Knaben von 13—14 Jahren auch in Mädchenkreise zu gemeinsamen Belustigungen. Kurz, wir machten jung genug von uns reden. Daß meine Pflegeeltern von unserem Treiben nicht alles wußten, versteht sich von selbst. Ich war auch nicht strenge überwacht; ich weiß nicht aus welchem Grunde; war es ihr Vertrauen in meine Natur oder auf den Einfluß ihres Beispiels? Immerhin wurde ich für Ungezogenheiten, wenn ich mich solcher schuldig machte, scharf gezüchtigt. Aber unbegreiflich bleibt mir immer, wie sie mich schon von meinem 8. oder 10. Jahre an dieselbe Kammer mit dem Knecht oder auch mit Zimmergesellen theilen lassen konnten, die häufig, um an Nachtschwärmerien theilnehmen zu können, das Haus heimlich verließen, was ich dem Onkel nicht zu sagen wagte, obgleich ich des Nachts allein zu sein mich fürchtete. Diese Furcht bewog mich, ein paar Mal mit auszuziehen. An schlimmen Einflüssen auf mein junges Gemüth hatte es unter solchen Umständen nicht gefehlt, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn es Schaden gelitten hätte. Allein meine Pflegeeltern schienen kaum daran zu denken, und sie standen mir allerdings als Muster von Aufmerksamkeit, Sparsamkeit und Biedersinn schützend vor meinen Augen.

Nach Vollendung des Kurses durch die vier Klassen der Bürgerschule, in deren letzter Klasse bereits mit dem lateinischen

Unterricht begonnen wurde, trat ich in die sogenannte Gelehrten-
schule (das Carolinum) ein, in welcher ich bis zur dritten Klasse
fortschritt. Der Unterricht in der lateinischen und griechischen
Sprache nahm hier eine hervorragende Stellung ein. Ich schritt
in ihrer Erlernung mit ziemlicher Leichtigkeit fort und behauptete
auch fortan in den Reihen meiner Mitschüler ungefähr den früheren
Rang, doch mit größerer Anstrengung und gegen ernstlichere
Konkurrenz, so daß ich von zweien oder dreien derselben über-
ragt wurde. Ich erhielt auch nach jeder Jahresprüfung eine
Prämie von werthvollen Büchern aus der Thommannischen Stiftung,
obgleich ich nicht stadtärgerlicher Herkunft war: eine damals
selten eingetretene Gunst.

IV.

Berufswahl.

Im dritten Jahreskurse an der Gelehrten-
schule wurde mein
Studiengang fast plötzlich abgebrochen. Der Grund lag in den
kriegerischen und politischen Weltereignissen. Der im Jahr 1812
unternommene Feldzug Napoleons nach Russland, wo der harte
Winter und der Brand von Moskau seine glänzende Armee
großenteils aufrieb, führte bei seinem von mörderischen Schlachten
begleiteten Rückzug die Heere der gegen ihn verbündeten Mächte,
Russland, Preußen und Österreich, im Winter 1813/14 auch in
die Schweiz. Durch feierliche Verträge war zwar der Schweizer-
boden neutral erklärt worden; aber Verträge binden bekanntlich
die Herren der Welt nicht. Sie wurden einfach nicht beachtet,
und es gab hochstehende Schweizer, die dazu Hand boten. Die
schweizerischen Truppen, welche zum Schutze des Landes ins
Feld geführt worden waren, wurden heimberufen. Ueber Verrath
schreiend, ließen sie ihrem Unmuth die Zügel frei; aber was
half das? Die Grenzen bei Basel und Schaffhausen wurden

mit Heermassen überschritten, und österreichische und russische Regimenter durchzogen das Land zur Freude derer, welche die alte Zeit zurückwünschten. Es gab jetzt wieder fremde Einquartierung. Ich erinnere mich eines Kroaten, der, bei uns einquartiert, in schlechtem Deutsch sagte: „Wollte Gott, daß die Franzosen zu uns gekommen wären, die Leute wären gescheidter geworden.“

Daß ein politischer Umschwung in der Schweiz dem Sieg der Alliirten über Frankreich und dem Sturze Napoleons, der in kurzer Zeit folgte, nachfolgen werde, war vorauszusehen. Die Reaktion erhob beim Einrücken russischer und österreichischer Heere schon deutlich ihr Haupt. Mein Onkel, ein erklärter Feind des aristokratischen Regimentes, war durch die Ereignisse tief erschüttert; er fürchtete Schlimmes für die Landschaft von einem solchen Regiment. Er dachte dabei an mich und meine Zukunft. Er glaubte, daß ich als Bürger vom Lande unter einer fast ausschließlich städtischen Regierung keine günstigen Aussichten hätte, vielmehr vermuthlich bei den Wahlen der Pfarrer, welche der Regierung zustanden, dem Städter gegenüber zurückgesetzt würde, und da ich selbst nicht gerade große Lust zeigte, mein Studium fortzusetzen, um Pfarrer zu werden, so wurde dieser Plan aufgegeben und ich aus der Schule genommen. Vergeblich suchte mein verehrtester Lehrer, Herr Chorherr Bremi, meinen Onkel auf andere Gesinnung zu bringen, indem er für mich ein Stipendium in Aussicht stellte. Er vermochte am Entschluß meines Onkels nichts zu ändern. Nichtsdestoweniger stellte er mir ein Abschiedszeugniß aus, das meinem Onkel und mir Freude machte.

Was sollte nun aber, nachdem jene Studienbahn verlassen worden war, aus mir werden? Diese Frage blieb ziemlich lange schweben. Gegen die Wahl eines gewöhnlichen Handwerkes sprach mein bisheriger Bildungsgang. Man fand, man habe schon zu

viel für mich verwendet, um mich schließlich Zimmermann oder Tischler oder so was werden zu lassen. Was sollte mir dann mein Latein und mein Griechisch nützen? Indes ein Entschluß mußte gefaßt werden. Da tauchte bei meinem Onkel der Gedanke auf, mich Mechaniker werden zu lassen. Er hatte beobachtet, daß ich einiges Geschick im Zeichnen, im Anfertigen von Spielzeug und kleinen Geräthschaften hatte. Zur Verwirklichung seines Gedankens setzte er sich mit dem genialen, als Maschinenbauer berühmt gewordenen Herrn Bodmer von Zürich, der damals, bevor er nach England übersiedelte, Werkstätten in St. Blasien, Großherzogthum Baden, hatte, in Verbindung. Herr Bodmer war nicht ungeneigt, mich als Lehrling aufzunehmen, aber erst nach Ablauf eines halben Jahres. In diese Bedingung eingehend, fand mein Onkel nun für gut, daß ich, abgesehen davon, daß ich nicht müßig gehen sollte, bis dorthin meine Zeit zur Übung im Zeichnen und zur Erwerbung von Handfertigkeiten verwende, beides Erfordernisse für den praktischen Mechaniker und zugleich ein Mittel, meinen Körper zu kräftigen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde ich in der Art eines Lehrjungen einstweilen beim Zimmermannsberuf meines Onkels verwendet. Als solcher ging ich bald mit ihm und seinen Gesellen auf die Bauplätze, wenn ich beschäftigt werden konnte; bald war mir zu Hause eine einschlagende Arbeit übertragen. Für das Führen der Axt, der Säge, des Hobels &c. waren anfänglich meine Hände noch zu zart, als daß ich nicht Schwielen bekommen hätte. Nach und nach aber gewöhnten sie sich daran, sowie meine Beine an das kleine lederne Schurzfell, das ich trug. Für die größeren, viel Kraft erfordernden Zimmermannsarbeiten konnte ich natürlich noch nicht gebraucht werden. Dagegen versorgte ich an der Hobelbank, meist allein, weil Onkel und Gesellen auswärts schafften, allerlei Gegenstände, wie einfache Thüren, Fensterläden, Treppengeländer und andere mehr ins Tischlersfach einschlagende,

dem Onkel übertragene Arbeiten. Ich hatte bald im Gebrauch der Werkzeuge ziemlich viel Fertigkeit erreicht, ja meine Tante sagte mir vertraulich einmal, der Götti habe ihr gesagt, er könne mich zu vielem so gut wie einen Gesellen brauchen. Dabei war ich heiter und frudig und fühlte mich kräftiger als je. Was ich aber nicht ertragen konnte, das war die Lebensart draußen auf den Bauplätzen, wo die warmen Speisen fehlten und nur Wein, Brod und Käse die Nährung boten zwischen dem Morgen- kaffee und dem späten Nachtessen. Bei solcher Diät war ich fort und fort mit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen und Magen- drücken, Diarrhöen u. dgl. geplagt. Um so mehr durfte ich zu Hause arbeiten. Erwähnen will ich noch aus dieser Zeit, daß ich an Sonntag- Vormittagen mich ein wenig mit Schulhalten abgab. Ich hatte einige Jugendgespielen in meiner Nachbarschaft, die fast keinen Schulunterricht erhalten hatten und nicht richtig lesen, noch viel weniger schreiben konnten. Diesen begann ich Unterricht im Lesen und Schreiben zu geben; bald kamen auch andere, und so trieb ich die Sache mehrere Monate lang fort, indeß ohne erhebliche Resultate.

Inzwischen tauchten wieder andere Pläne betreffend meine Berufswahl auf, zumal der Zeitpunkt meines Eintrittes bei Herrn Bodmer immer noch nicht fest bestimmt werden konnte. Die Veranlassung zur Wahl meines zukünftigen Berufs gab unser alter Hausarzt, ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung, der sich durch untergeordnete Dienste bei Aerzten und durch Lesen von alten Arzneibüchern einige Kenntnisse vom Gebrauche der Medikamente verschafft hatte, der aber durch Harnquäkerei, über die er später in vertraulichen Kreisen sich selber lustig machte, selbst in gebildeten Kreisen der Stadt sich Kredit und Protektion zu verschaffen und von der Regierung die Bewilligung zur ärztlichen Praxis ohne Prüfung zu erwirken wußte. Dieser unser Arzt, der übrigens in seinen späteren Jahren als einfacher,

besonnener und durch Erfahrung einigermaßen geschulter Praktiker in der Gemeinde viel Vertrauen genoß, machte einmal meinen Onkel darauf aufmerksam, daß meine Schulbildung mich zum Studiren der Medizin befähige und daß, da er bald vom Schauplatz abtreten werde, ein junger Arzt sich in Höngg leicht eine Praxis erwerben würde. Das war nicht in den Wind gesprochen. Der Onkel befreundete sich schnell mit diesem Gedanken, die Tante meinte dagegen, daß ich für einen Arzt, namentlich für einen Wundarzt (Schärer, wie dieser in der Volksprache hieß) viel zu empfindlich und weichherzig sei. Meine eigene Freude am Vorschlag gab jedoch den Entscheid, daß ich Doktor werden sollte. Wie das nun anzufangen sei, darüber holte sich mein Onkel Rath bei einem der bedeutendsten Aerzte Zürichs, bei dem damaligen Poliater, nachmaligem Archiater Dr. David Rahn. An diesen gelangte er theils um seines hervorragenden Rufes willen, theils des Umstandes wegen, daß ich ein Schulkamerad seines Sohnes Conrad war und mit diesem manchen Abend in Höngg, wo die Schwestern des Herrn Doktor wiederholt einen Sommeraufenthalt machten, zubrachte. Dieser ausgezeichnete Arzt gab meinem Onkel den Rath, er solle mich zunächst für ein Jahr zu einem tüchtigen praktischen Arzte auf dem Lande in die Lehre thun und mich dann nachher das medizinische Institut in Zürich besuchen lassen. Der Rath wurde befolgt, wer von uns aus hätte Bedenken dagegen erheben oder Einwendungen machen sollen? Es war ja das Eintreten als Lehrling das erste Stadium bei Erlernung einer jeden Profession, warum nicht auch bei dieser? Der Zimmermann mußte dies natürlich finden. Ich selbst hatte kein Urtheil, und der alte Hausarzt war einverstanden. Damals war ich zwar schon etwas mehr als 16 Jahre alt, gerade alt genug, um in das medizinische Institut aufgenommen werden zu können, aber mit dem Institut und seinen Gesetzen, sowie mit den Studienerfordernissen waren

wir gänzlich unbekannt. Später, aber leider zu spät, war es mir klar, daß in Folge jenes gewiß gut gemeinten, aber mir unbegreiflich gebliebenen Rathes, ein kostbarer Theil meiner Jugendjahre für meine Ausbildung verloren gegangen ist¹⁾.

V.

Lehrjahre.

Im September 1814 wanderte ich an einem schönen Sonntag mit meinem Onkel nach Rüschlikon, am linken Seeufer des Zürichsees, um hier bei Herrn Bezirksarzt Ammann in die Lehre zu treten. Nach dem von diesem mit meinem Onkel abgeschlossenen Lehrkontrakt hatte ich drei Jahre daselbst zu verbleiben. Mit schüchtern Spannung betrat ich das große, ziemlich bäuerisch eingerichtete, jeder Art von Luxusgegenständen baare, mitten im Dorf gelegene Haus, in welchem ich nunmehr weilen sollte. Der Empfang war freundlich und machte mir Muth. Herr Ammann, schon ziemlich hoch bejährt, war ein Mann von großer, imponierender Statur und von heiterem, gutmütigem Wesen. Seine Gattin war eine brave, fromme und thätige Hausfrau, doch geistig ziemlich beschränkt und ohne alle Bildung. Zwei Söhne und zwei Töchter bildeten mit jenen den Familienkreis. Ein dritter Sohn war schon verheirathet und in einer andern Gemeinde am See etabliert. Von jenen zwei Söhnen war der ältere bereits patentirter Arzt und des Vaters Gehülfe, der jüngere war Landwirth, der das kleine landwirthschaftliche Gut der Familie besorgte. Von den beiden Töchtern war die ältere taubstumm und litt in Folge eines heftigen Schrecks, der in der ersten Zeit meines Aufenthaltes im Hause auf sie einwirkte, an Epilepsie. Die jüngere, fast gleichen Alters mit mir, war an

¹⁾ Wie es kam, daß aus dem vom Berater vorgeschlagenen einen Jahren deren drei wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Red.

Wuchs, Bildung und ganzem Wesen eine starke, derbe, jähzornige Bäuerin. Im Hause befanden sich ferner einige Geisteskranke in Pension, von denen einzelne, als ungefährlich, freie Bewegung im Hause und Zutritt zum Familientisch hatten. Später traten auch Patienten ein, die geistig gesund und gebildet waren und denen ich mancherlei Anregung und Unterhaltung, sowie das Bekanntwerden mit belletristischen Journalen, Romanen, Dichterwerken &c. verdankte. Das war nun meine Umgebung im Hause des Lehrherren. Und was war mein Thun und Treiben in dieser häuslichen Gesellschaft? Worin bestand zunächst meine Beschäftigung als ärztlicher Lehrling?

Das Erste, was ich erlernen und üben mußte, war die Kenntniß der im Gebrauch befindlichen Arzneistoffe oder vielmehr deren Benennung und sodann die mechanische Bereitung der zu verabreichenden Arzneien, Mixturen, Salben, Pflaster. Sodann mußte ich Kräuter, Blumen u. dgl., die als Arzneistoffe verwendet wurden und in der Gegend zu finden waren, sammeln und zum Gebrauch vorbereiten. Daneben gab man mir alte Kollegienhefte über Anatomie und Physiologie zum Lesen, Abschreiben und ins Gedächtniß prägen. Diesen folgten dann allmählig Handbücher über dieselben Wissensgebiete und solche über allgemeine Pathologie und Therapie. Ich las diese Schriften, las sie wiederholt, um sie so gut wie möglich zu versteh'n und im Gedächtniß zu behalten, allein ohne rechtes Verständnis, denn an mündlicher Erklärung und deren Veranschaulichung durch Präparate, Kupfer-tafeln u. dgl. fehlte es mir gänzlich. Wie bald ich solchen mühseligen und trockenen Studiums (wenn man es so nennen darf) müde war und wie gerne ich zu anderer, unterhaltenderer Lektüre griff oder mich auch sonst beschäftigte, läßt sich leicht denken. Niemand kümmerte sich darum, was ich treibe, wenn ich meine Verrichtungen in der Apotheke besorgt hatte. Nie forschte man darüber nach, ob mein medizinisches Wissen sich mehre oder nicht.

Was Wunder, wenn ich die Gelegenheit, den zufällig sich darbietenden verständlicheren und für einen erregbaren Jüngling anziehenderen Lesestoff zu benützen, mit Eifer ergriff. Diese Gelegenheit bot sich nach dem Eintritt neuer Patienten in den häuslichen Kreis. Einer derselben war der sehr geschätzte, gebildete Arzt Dr. R. Rahn zum Löwenstein in Zürich, der schon wiederholt an Geistesstörung gelitten und jetzt deshalb zum zweiten Male bei Herrn Ammann Aufnahme gefunden hatte. Dieser Patient beschäftigte sich vielfach mit mir, gab mir Manuskripte und Bücher zum Lesen, und ich begleitete ihn mit seinem Wärter auf Spaziergängen, so unter anderm auch einmal Nachts beim Mondschein auf die Hochwacht des Albis. Meist aufgereggt und sehr gesprächig, war er ein geistreicher Unterhalter, witzig, heiter, selbst belehrend, und durch diesen Umgang erhielt ich schon einen gewissen Einblick in den Zustand der Geisteskranken. Ein anderer, nicht geisteskranker, aber ebenfalls gebildeter Patient aus Zürich erhielt von dorther, theils als Mitglied von Lesezirkeln, theils aus Freundeckreisen, reichlichen Lesestoff, der mir zu Gebote stand, so namentlich belletristische Journale, Romane, Ausgaben von Schiller und Göthe und anderen Dichtern. Welche reiche Weide für meine lüsterne Phantasie! Wie viel einladender war dieser Stoff als die noch unverstandenen Handbücher der Anatomie, Physiologie, und wie gierig griff ich nach jenen, zumal es mir eine geistige Nahrung bot, die ich noch sehr wenig gekostet hatte; denn außer meinen Schulbüchern hatte ich früher fast keine andern Bücher kennen gelernt, und die Namen Schiller, Göthe und andere Dichter kannte ich nur von Gedichten her, die wir in der Schule etwa deklamiren mußten. Ich verschlang Novellen, Romane und Erzählungen, las mit Entzücken die Balladen und andere Gedichte Schillers und prägte mir manche so in's Gedächtniß, daß ich sie noch in meinen alten Tagen rezitiren kann. Ich versuchte um die Wette die Auflösung der Räthsel im

Morgenblatt und anderen belletristischen Journalen und hatte darin bald eine überwiegende Fertigkeit. Ich fabrizirte dann selbst gereimte Räthsel. Jetzt glaubte meine Umgebung, gar eine poetische Ader in mir entdeckt zu haben, und ermuthigt dadurch, versuchte ich mich im Gedichtemachen oder vielmehr im Reimschmieden. Eine neue ideale, mir bisher unbekannte Welt leuchtete mir. Aber auch von der wirklichen Welt und ihrem Treiben erfuhr ich durch Zeitungen und Zeitschriften mehr, als ich bisher in meinem Leben gehört hatte. Wichtige Ereignisse setzten meine Seele in mächtige Spannung, so die Wiederkehr Napoleons von Elba, die Wiedereinnahme des Thrones von Frankreich, die Schlacht von Waterloo, der erneute Einzug der Alliierten in Paris im Jahr 1815 u. s. w. So erwachte in mir das Interesse für Ereignisse, die die weitere Welt bewegten. Für meine Berufsstudien war dies Schwelgen in solchen Hochgenüssen der Phantasie selbstverständlich in keiner Weise nützlich; aber es erweiterte doch im Allgemeinen meinen geistigen Gesichtskreis und setzte manche bisher unberührte Saite meines empfindsamen Gemüthes bald in leise, bald in mächtige Schwingungen. Ja, wie oft floßen Thränen über meine Wangen beim Lesen tief ergreifender Poesien, besonders solcher von Schiller, wie seines Wilhelm Tells und anderer. Eine natürliche Folge solcher Stimmungen waren die Versuche, meine Gefühle selbst in Reimen auszudrücken. So entstanden Gelegenheitsgedichte, wie namentlich auf die Namenstage meiner Pflegeeltern und der meiner Mutter, die ihnen große Freude machten und die theilweise jetzt noch bei den Verwandten hinter Rahm und Glas zu finden sind; aber auch andere, hervorgerufen durch erhebende Eindrücke, welche die Natur auf mich machte.

Hatten diese Gedichte, wenn ich sie so nennen darf, auch gar keinen Werth, so machten sie denen, welchen sie gewidmet waren, große Freude, und in meiner Umgebung galt ich bereits

als ein poetisches Talent. Daß dies mich einigermaßen kitzelte, versteht sich von selbst. Die regelmäßigen Studien der folgenden Jahre verdrängten indessen diesen Kitzel, doch habe ich später in den Mannesjahren hie und da bei gewissen Gelegenheiten denselben wieder empfunden. So sind vielleicht ein paar Dutzend Gedichte entstanden, von denen einzelne in öffentliche Blätter aufgenommen, andere von Nägeli componiert und in sein Liederheft aufgenommen worden sind. Auch künstlerische Anregung erhielt ich durch meine Umgebung. Die Wittwe eines Malers trat als geisteskrank in's Amman'sche Haus. Sie wandte mir vorzugsweise ihr Wohlwollen zu und beschenkte mich mit einigen kleinen, von ihrem verstorbenen Gatten verfertigten Aquarellgemälden (Landschaften) und einer Farbenschachtel. Ich begann nun Blumen nach der Natur zu malen, und meine Namenstag-Gedichte erhielten eine farbige Verzierung, einen Eichen- oder Lorbeerkranz. Das alles, diese Verwendung meiner Zeit gieng unter den Augen meines Lehrherren vor, ohne daß ich getadelt worden wäre. Daneben unterließ ich freilich nicht ganz, meine wissenschaftlichen Handbücher zu lesen, bis sie mir im Gedächtniß hafteten, was bald der Fall war; auch übte ich mich hie und da im Uebersezzen vom Lateinischen in's Deutsche und umgekehrt, was mich in dieser Umgebung zum Gelehrten stempelte.

Während dieser Zeit machte ich auch einige technische Fortschritte im Gebiete der niederen Chirurgie. Es wurden einige Instrumente angeschafft, nämlich zwei Kastermesser, ein Aderlaßschnepper und ein sogenannter Zahnschlüssel. Das Kastieren war die erste Kunstfertigkeit, die ich erlernen mußte; denn Herr Ammann hatte eine ambulante Barbierkundschaft, die gewöhnlich einmal, die Vornehmeren auch zwei mal von ihrem Bart befreit werden mußten. Dazu sollte ich nun bald mithelfen. Die ersten Proben machte ich an reisenden Handwerksgesellen, die in unserer Wohnung den Bartscherer aufsuchten. Der erste dieser

Unglücklichen war ein Schneiderlein, mit weicher, zarter Haut begabt. Himmel, wie der Gesichter schnitt bei meinen ersten Messerzügen. Er wollte endlich nicht weiter herhalten, so daß die Beendigung des Geschäftes vom Lehrherrn übernommen werden mußte. Nach und nach giengs besser; doch zur Virtuosität in diesem Gebiete habe ich es nie gebracht; freilich waren auch die Instrumente schlecht. Jetzt mußte ich auch Übungen vornehmen im Zahnausziehen. Schon der erste Versuch hierin gelang ganz gut, und bald hatte ich in dieser Art Operation einige Übung, denn die Gelegenheit bot sich häufig dar, zumal man sich für ein paar Schillinge, oder wenn's hoch gieng, ein paar Zähne von dem bösen Quäler befreien lassen konnte. Endlich mußte ich auch im Aderlassen Versuche machen und zwar nicht etwa an Leichen oder Wachspräparaten, sondern an einem oder dem andern Exemplare jener einfältigen Leute, die der noch so häufig gehegten Meinung waren, daß ein einmaliges Blutabzapfen im Jahr zur Erhaltung der Gesundheit diene, selbst wenn eher Blutarmuth als Blutreichtum vorhanden war. Ich war dabei wenigstens so glücklich, kein Unglück anzurichten, wenn auch nicht immer auf den ersten Schlag des Instrumentes das Blut strömte. Sodann wurden gelegentlich Patienten mit zerbrochenen Gliedern dazu benutzt, mich im Anlegen von Verbänden zu instruiren. Auch gerichtlichen Sektionen mußte ich später bewohnen und als Gehülfe dabei Dienste leisten. Im dritten Jahre meiner Lehrzeit ließ man mich auch Krankenbesuche ohne Begleitung des Lehrherren machen, und die Arzneibereitung wurde mir jetzt ganz überlassen. Da gab es dann der Beschäftigung genug, wenigstens zeitweise, zumal viele Mixturen verwendet wurden.

Neben allem dem übertrug man mir allerlei andere Dienste. Gutmüthig und gefällig, wie ich war, anerbot ich mich anfänglich selbst zu dieser oder jener Verrichtung. Dann aber dauerte es

nicht lange, so wurde mir dieselbe gewissermaßen als ein Amt überbunden. So kam es, daß ich wöchentlich mehrere mal am späten Abend den Boten nach dem mehr als eine Viertelstunde entfernten Marktſchiffe im Schooren machen mußte, um Sachen, meist Arzneien, von oder nach der Stadt zu holen oder zu bringen. Das war mir im Winter, bei dunkler Nacht, ein bitterer Gang, denn noch immer konnte ich mich einer gewissen Furcht in der Dunkelheit nicht erwehren. Ländliche Verrichtungen in der Ernte oder im Herbst übernahm ich dagegen gerne.

Das war nun mein Thun und Treiben während meiner Lehrjahre. Daß ich wissenschaftlich dabei sehr wenig gewann, ergibt sich von selbst; daß auch der technische Gewinn nicht hoch anzuschlagen war und daß demnach der größte Theil der Zeit als für mich verloren betrachtet werden mußte, das wurde mir später nur zu klar. Wie viel mehr hätte ich gewonnen, wenn ich beim Beginn meiner sogenannten Lehrzeit in das medizinische Institut eingetreten wäre und daneben noch einige Stunden wöchentlich für meine philosophische und philologische Ausbildung verwendet hätte, was alles vom heimatlichen Hause aus hätte erzielt werden können.

Noch bleibt mir aus dieser Zeit zu erwähnen, daß ich während derselben confirmiert wurde. Der damalige Pfarrer in Rüschlikon war ein Herr Schoch von Zürich (beim Küriss), derselbe Herr Pfarrer Schoch, der später ein Knabeninstitut in Zürich gründete, viele Jahre Pfarrer an der Strafanstalt war und in den dreißiger Jahren als Mitglied des Erziehungsrathes an der eingreifenden Reform des Schulwesens Theil nahm und in dieser Stellung (wer hätte dies bei meiner Confirmation gedacht) mein College wurde. Mit mir genossen eine Anzahl junger Bursche und Mädelchen aus dem Dorfe den Confirmationsunterricht, darunter auch die jüngste Tochter meines Prinzipals.

Unter jenen jungen Leuten fanden sich keine Kameraden für mich, mit denen ich etwa am Sonntage vergnügliche Stunden hätte zubringen können. Ueberhaupt war mein Aufenthalt in Rüschlikon in den sonst so heiteren Jugendjahren sehr vergnügungslos; denn auch die Umgebung im Hause war nicht dazu angethan, mir die Tage froh zu machen, um so weniger, als meine Lehrzeit in die Nothjahre 1816 und 1817 fiel, die keine heitere Stimmung weckten, wenn auch die schwere Zeit im Hause selbst nicht gerade spürbar war. Es fehlte hier aber gänzlich an humanistischer Atmosphäre, ja an jener glücklichen Harmonie, die das häusliche Leben angenehm macht. Ein Familienereigniß schien indeß dies letztere erheitern zu wollen, nämlich die Heirath des jungen Doktors mit einer jungen, schönen, ziemlich gebildeten und liebenswürdigen Braut. Ich freute mich über diesen Zuwachs der Familie, denn das Wesen dieser Dame zog mich an und sie zeigte mir viel Wohlwollen. Aber dieses harmlose gegenseitige Wohlwollen zog uns boshafte Neckereien und die üble Laune der jüngern Tochter des Hauses zu, die mir überhaupt viel trübe Stunden machte, und so hatte ich nichts dabei gewonnen.

Eine kleine Episode in dieser freudlosen Zeit bildete eine Fußreise nach Einstedeln, die ich mit meinem Onkel, der dort Geschäfte in Bauholz machen wollte, ausführen durfte. So weit war ich noch nie gekommen. Welche Freude hatte ich, etwas Neues zu sehen! Wie groß war der Eindruck der näher gerückten Gebirgswelt und dann auch des Klosters auf mich! Welcher Contrast zwischen dieser Gegend, ihrer Bebauung, ihrer Häusern &c. und den Gestaden des Sees!

VI.

Studienjahre. Zürich und Würzburg.

Am Tage der zürcherischen Kirchweih, 11. September 1817, war meine Lehrzeit bei Herrn Ammann abgelaufen. Nun sollte die eigentliche Studienzeit beginnen. Mit Sehnsucht sah ich derselben entgegen. Die Anstalt, die mir hiezu offen stand, war das medizinisch-chirurgische Kantonalinstitut. Dieses war schon im Jahr 1782 durch das verdienstvolle Bemühen des ausgezeichnetsten Arztes Zürichs jener Zeit, des Chorherren Joh. Heinrich Rahn, gegründet, aber erst im Jahr 1805 zu einer kantonalen Anstalt mit geringen Subsidien des Staates erhoben worden. Die meisten der gebildeten Aerzte der Stadt traten fortan in die Reihe der Lehrer ein, und alle die Fächer, welche damals an den Universitäten als ins Gebiet der medizinischen Studien einschlagend dociert wurden, waren auch an diesem Institute vertreten. Die Mehrzahl seiner Schüler gehörte dem Kanton Zürich an; doch fanden sich immer auch solche aus andern Kantonen, insbesondere der östlichen Schweiz, ein. Mein Eintritt fand mitten in dem mit Ostern beginnenden Jahreskurs, der nicht in Semester getheilt wurde, statt. Diese Aufnahme war also gegen die Regel und wohl die Folge der Protektion des immer zu Rathe gezogenen Herrn Dr. Rahn. Mit Feuereifer besuchte ich die Collegien anfänglich von Höngg aus, mußte also von neuem den Weg von einer Stunde hin und zurück machen; aber was machte ich mir jetzt daraus! Und abermals hatte ich meinen Mittagstisch, jetzt aber voll, bei Herrn Schiffmeister Körner. Meine Aufmerksamkeit auf die Vorträge über Botanik, Anatomie, Physiologie und Chemie, mit denen mein Studium begann, war derart angespannt, daß ich die ersten dieser Vorträge, die ich noch nicht nachgeschrieben, zu Hause noch fast vollständig zu Papier bringen konnte. Als dann am Schlusse des

Jahreskurses, dessen erste Häfte mir verloren gegangen, die statutengemäße Jahresprüfung stattfand und auf Grundlage derselben, sowie der Censuren der Lehrer nach bisheriger Uebung drei Prämien als Auszeichnung ertheilt wurden, war ich einer der drei Glücklichen.

Diese Auszeichnung übte sehr wahrscheinlich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang meiner Studien und meine Stellung in den folgenden Jahren aus. Es wurde nämlich um diese Zeit die Stelle eines ärztlichen Gehülfen bei Herrn Archiater Rahn, dem bevorzugtesten und angesehensten Arzte Zürichs frei. Da sie sehr gesucht war, meldeten sich Studirende mit vorgezelteren Studien für dieselbe. Ich wagte kaum, dasselbe zu thun, ward aber dazu aufgemuntert. Meine Meldung oder vielmehr meine Anfrage über die Möglichkeit der Berücksichtigung meiner Meldung von meiner Seite wurde wohlwollend aufgenommen, ja Herr Dr. Rahn ließ durchblicken, daß er sie erwartet habe. Noch mehr, er stellte meine Erwählung in sehr wahrscheinliche Aussicht, verlangte aber, daß ich mich in der Kantonsapotheke noch im Dispensiren übe; der Entscheid mußte dann theils vom Ergebniß dieser Uebung, theils überhaupt von meinem Fleiß und dessen Erfolg abhängen. Nach einiger Zeit ward mir die Stelle bestimmt zugesagt. Im Früh Sommer 1818 trat ich sie an. Von jetzt an war meine Zeit getheilt zwischen Studien und praktischen Berrichtungen. Mit Eifer setzte ich jene fort. Meine Lehrer waren Dr. Römer für Botanik, Fries für Anatomie, Dr. R. Schinz für Physiologie, Apotheker Pfenninger für Pharmacie und Chemie, Canonicus Dr. Schinz für Arzneimittellehre, Poliater Dr. Zundel für Pathologie und Therapie, Archiater Dr. Rahn für medizinische Klinik, Spitalarzt Dr. Meyer für Chirurgie, Dr. Spöndli, Arzt an der Gebäranstalt, für Geburthülfe. Auch nahm ich an speziellen Kursen über Kinderkrankheiten von Dr. Diethelm Lavater, über chronische Krank-

heiten von Dr. R. Rahn, (demselben, mit welchem ich in Rüschlikon bekannt wurde) und über geburtshülfliche Operationen von Dr. Spöndli theil.

Am Ende eines jeden der beiden folgenden Jahreskurse wurden mir vom Lehrerkonvent abermals Prämien zuerkannt, deren Ueberreichung mit einer Anrede des Präsidenten der Vorsteher-schaft begleitet war. Ich erinnere mich noch lebhaft der ermunternden Worte, welche bei solcher Gelegenheit Herr Dr. Paul Usteri, damaliger Staatsrath, dessen ganze Erscheinung Ehrfurcht gebietend war, an mich richtete. Derselbe gab mir auch am Schlusse meines Studienkurses am medizinischen Institut ein jenen Auszeichnungen entsprechendes Abgangszeugniß.

Meine Stelle als Gehülfen beim ersten Arzte Zürichs bot mir eine sehr reiche Gelegenheit zur Uebung in der Untersuchung, Erkennung und Behandlung der Krankheiten. Dadurch wurden auch meine Studien wesentlich unterstützt, indem mir der theore-tische Unterricht durch die praktische Uebung und Selbstbeob-achtung verständlicher und klarer ward. Freilich mußte ich einen großen Theil meiner Zeit für Arzneibereitung, Krankenbesuche, Buchführung und anderes verwenden. Allein, da ich keinerlei Zerstreuungen suchte, noch weniger müßig sein konnte und nur verhältnismäßig wenig Zeit dem Schlaf widmete, so blieb mir immer noch Zeit genug zum Fortschreiten in den Studien übrig. Anfänglich wurden mir auch einige Krankenbesuche übertragen, dann aber allmälig mehr und mehr, und späterhin wurde mir auch die Behandlung einfacher, gefahrloser Krankheitsfälle so ziemlich überlassen. In nicht wenigen Familien wurde ich so gut aufgenommen, daß man, wenn die Krankheit nicht sehr ernst erschien, ganz damit zufrieden war, wenn ich statt des Prinzips dem Huße folgte. Die Fertigkeit, die ich in der Zubereitung der Arzneien gewann, hat mir später in meiner eigenen Praxis viel Zeitersparniß eingetragen. Im Hause meines Herrn

Principals wurde ich mit Achtung behandelt, und ich weiß mich keines für mich unangenehmen Vorfalls oder Auftrittes zu erinnern. Herr Dr. Kahn, seit kurzem Wittwer, war mir gegenüber väterlich wohlwollend, wenn auch ohne viel Worte, und ich hatte große Verehrung für ihn. Aber am Familienleben, das in herzlicher Weise zwischen dem Vater und seinen Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, waltete, hatte ich freilich keinen weiteren Anteil, als daß ich mit der Familie Mittags und Abends zu Tische saß, meist ohne an der Unterhaltung Theil zu nehmen, um so schnell wie möglich wieder an meine Geschäfte zu kommen. Der ältere Sohn Konrad war mir von der Schule her, wie oben schon bemerkt, wohl bekannt, und wir duzten uns, so lange ich im Hause verblieb. Wir machten auch etwa gemeinsam anatomische oder andere Repetitionen, da auch er begonnen hatte Medizin zu studiren, und später betheiligte er sich auch an der Receptur.

Außer dem Hause boten sich wenig Genüsse. Am Kneipen hatte ich keine Freude, und Studentenverbindungen, die mir behagten, gab es nicht, eine einzige ausgenommen, in welcher abwechselnd eines der Mitglieder je in seiner Wohnung einen Vortrag über eine beliebige, in das Studium der Medizin einschlagende Materie, hielt. Diese Verbindung bestand indeß nicht lange, so daß die Reihe zum Vortrage nur zweimal an mich kam. Dagegen stand ich mit einzelnen meiner Commilitonen in freundschaftlichem Verhältnisse, das uns zu gemeinsamen Studien und Unterhaltungen und etwa auch zu Spaziergängen zusammenführte. Als mir einmal bei solcher Gelegenheit einer dieser Freunde sagte: Du wirst einmal in die Fußstapfen deines Principals treten, lachte ich laut auf über eine solche phantastische Träumerei. Mit den übrigen Studiengenossen kam ich wohl gut aus, aber sie übten keine Anziehungskraft auf mich aus, und der Umgang mit ihnen gewährte mir keinen Genuß, noch weniger

Gewinn. Viele derselben waren aber auch mit so geringen Kenntnissen ausgestattet, daß ihre Gesellschaft mich langweilte. Uebrigens hatte ich, offen gestanden, zum Kneipen und andern Studentengenüssen auch kein Geld. Von Hause erhielt ich kein solches. Das Honorar des Prinzipals, das im Anfang gering war, dann aber von Jahr zu Jahr sich steigerte, sowie die Geschenke von Patienten, die ebenfalls von Jahr zu Jahr sich mehrten, mußte ich zur Honorirung der Collegien, zur Anschaffung von Büchern, Kleidern u. s. w. verwenden. Der Mangel an gemüthlicher Unterhaltung und Berstreuung sollte nun aber in einem neuen, zarten Verhältniß Ersatz finden.

Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes im Hause des Herrn Archiater Rahn machte ich als dessen Gehülfe am Krankenbett die Bekanntschaft meiner späteren Gattin. Unser Verhältnis gestaltete sich, wie ich später noch berühren werde, bald so, daß wir uns mit Einwilligung der Eltern bald als Verlobte betrachteten. Bei ihr brachte ich nun fast täglich eine Stunde oder auch mehr am Abend zu, aber als sie dann wieder gesunder war, nur in Anwesenheit anderer Gäste in der Wirthschaft, in der sie mithilfen mußte. Dieses frühzeitige Liebesverhältnis hatte zwar anfänglich nicht den Beifall meines Onkels, weil er es meinen Studien nachtheilig erachtete; doch machte er keine Einsprache, so begründet ihm auch seine Anschauung erscheinen möchte. Daß sie es war, will ich nicht leugnen; es konnte ja auch nicht anders sein. Aber das hatte doch seine Grenzen. Mein Streben nach Vervollkommenung meines Wissens und nach höherer Berufsbildung erlosch nicht nur nicht, sondern erregte in mir den lebhaften Wunsch, eine höhere Lehranstalt, eine Universität, besuchen zu dürfen. Allein ich wagte es beinahe nicht, diesen meinen Wunsch dem Onkel zu eröffnen, weil ich das Gefühl hatte, daß der biedere Mann bei seinen bescheidenen Verhältnissen ohnehin schon das Möglichste für mich gethan hatte

und weitere Opfer ihm nicht zugemuthet werden durften, auch wenn ich mich bereit erklärte, ihm dieselben später wieder zu ersezzen. Von meinem Prinzipal konnte ich auch keine Befürwortung meines Wunsches erwarten, wußte ich doch, daß er diesem oder jenem meiner Commilitonen den Besuch einer Universität abgerathen hatte und daß sowohl er, als andere unserer Lehrer und Vorsteher am medizinischen Institut der Ansicht waren, daß die in diesem Letztern zu erlangenden Kenntnisse für einen Landarzt vollkommen genügten. Gestehen muß ich, daß eine Reihe ganz tüchtiger Aerzte aus dieser Anstalt hervorgegangen ist und daß auch hie und da einer auf der Universität, allerdings aus eigner Schuld, an Kenntnissen mehr eingebüßt als gewonnen zu haben schien, wenn es zur Prüfung ging. Aber dessen ungeachtet konnte ich meinen Wunsch, trotz meines Liebesverhältnisses, nicht unterdrücken, und ein längeres Verbleiben in meiner Stellung konnte mir auch nicht mehr viel Gewinn bringen. Ich faßte daher Mut und eröffnete meine Bitte, noch eine Universität besuchen zu dürfen, dem Onkel schriftlich. Ich begründete sie damit, daß ich einerseits im Allgemeinen wünsche, mich auf den Standpunkt einer vollkommen wissenschaftlichen Berufsbildung heben zu können und daß ich andererseits im Speziellen noch des klinischen Unterrichts in der Chirurgie und Geburtshülfe, wozu mir in Zürich nicht die wünschbare Gelegenheit geboten war, wirklich bedürfe. Nachdem mein Onkel sich hierüber noch andernwärts informirt hatte, willigte er ein, daß ich noch ein Jahr den Universitätsstudien mich widmen dürfe. Das war viel, sehr viel von einem Mann, der mit schwerer Arbeit das Geld, das er für mich, den bloß angenommenen Pflegesohn, opferte, verdienen mußte. Wie groß war aber meine Freude, und wie dankbar war und blieb ich meinem Wohlthäter für solche Großmuth. Ich theilte meinen Entschluß und die erhaltene Erlaubniß sofort meinem Prinzipal

mit, verbunden mit der Bitte, mich im Herbst 1820 zu entlassen. Er war überrascht, machte aber keine Einwendung, wünschte mir vielmehr ein gutes Gedeihen meiner künftigen Studien und gab mir ein für mich werthvolles Entlassungszeugniß.

Es hatten sich zu derselben Zeit noch acht Studiengenossen, Fries von Zürich, Hünerwadel von Lenzburg, Studer von Winterthur, Merk von Pfyn, Hausherr von Wollishofen, Hölz von Dürnten, Rahm von Schaffhausen und Halter von Hirslanden vereinigt, die Universität Würzburg zu beziehen, die damals für Mediziner besondere Anziehungskraft ausübte, da deren Ruf vornehmlich durch den jungen Professor Schönlein sehr gehoben war. Diesen schloß ich mich an. Als Tag der Abreise war der 2. Oktober und als Sammelpunkt für die noch zum Abschied in die Heimat gehenden Gefährten Schaffhausen bestimmt. Mehrere Tage früher ging ich, nachdem ich von Pflegeeltern, Mutter, Geschwistern &c. Abschied genommen hatte, mit meiner Braut auf Besuch zu ihrem Onkel Antistes Sulzberger in Frauenfeld, wo ich noch sehr angenehme Tage verlebte. Mit Trennungswех erfüllt, aber von Sehnsucht nach dem Ziele weiterer Ausbildung gehoben, wanderte ich, den Tornister auf dem Rücken, am 1. Oktober von Frauenfeld nach Schaffhausen. Im Gasthaus zum Storchen, dem elterlichen Hause unseres Commilitonen Rahm, war die Herberge für uns alle bestellt. Da gab es noch einen heitern Abend, und erst spät legten wir uns zu Bett. Die Reisegesellschaft wurde noch vermehrt durch Karl von Clais von Winterthur, der uns von Würzburg, wo er Zus studierte, bis hieher entgegen gekommen war. Am folgenden Morgen früh brachen wir auf. Welche Gefühle wogten jetzt auf und ab in meiner Brust: Wanderlust und Trennungsschmerz, Freiheitsjubel und Studientrieb, Jugendmuth und ernstes Hoffen! Die begeisterte Röte zog dahin mit Gepäck und Wanderstab, jubelnd und scherzend. An der Grenze des Vaterlandes wurde

ihm noch ein Bivat gebracht und „Rufst du mein Vaterland“ angestimmt. Auf der Tuttlinger Höhe warfen wir noch einen letzten liebenden Blick auf unser theures Heimatland und auf den schönen Spiegel des Bodensees zurück. So zu Fuß, meinten wir, sollte die ganze Reise gemacht werden, aber diese Stimmung sank schon am ersten Tage, als der Himmel sich trübte. In Tuttlingen wurde übernachtet. Die Witterung war unfreundlich geworden. Das Zufußwandern war zu ungemüthlich. Jetzt wurde ein Güterwagen gemietet, mit drei Pferden bespannt, mit Stroh gefüllt, nach gewohnter Art mit Tuch bedeckt; und so setzten wir, ins Stroh gelagert, die Reise muthwillig fort. Von Balingen an wanderten wir bei etwas günstigerem Himmel wieder zu Fuß weiter bis Hechingen, wo übernachtet wurde. Am dritten Tage zogen wir dann im Universitätsstädtchen Tübingen ein. Es war wie ausgestorben; denn die Studentenwelt war in die Ferien gegangen. Wir besahen uns das Städtchen und die Universitätseinrichtungen. Am folgenden Tag gings wieder zu Fuß weiter nach Stuttgart. Von der weitern Reise notire ich in Kürze nur, daß wir auf sie nicht weniger als drei Wochen verwendeten und daß sie von Stuttgart über Ludwigsburg, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Wiesbaden, Frankfurt und Aschaffenburg ging. In den Residenz- und andern größeren Städten, wie namentlich in der Universitätsstadt Heidelberg, machten wir Aufenthalte von einem, zwei bis drei Tagen. Wir besahen uns die Merkwürdigkeiten derselben, wie die königlichen Residenz- und Lustschlösser, die Monumente, die naturhistorischen, Kunst- und anderen Sammlungen, die Bibliotheken, Spitäler &c., besuchten überall, wo es solche hatte, die Theater, ebenso Concerte, Studentenversammlungen und andere Belustigungsorte. Kurz, wir genossen unterwegs, was zu genießen sich darbot. Es war ein flottes Reisebummeln, bald zu Wagen, bald zu Fuß. Mitmachen mußte ich, wenn auch nicht ohne Bedenken.

Aber welch' neues Leben, welche neue, ganz neue Welt war mir da aufgegangen! Großstädte, fürstliche Paläste, Theater, Museen und manch' anderes hatte ich noch nicht gesehen, war überhaupt noch kaum über die Grenzen meines Heimatkantons hinausgekommen. Wie fremd war mir all' diese Pracht, dieser Luxus in den Palästen, dieser Reichtum an Natur- und Kunstschatzen aller Art, diese Kunstleistungen in Opern, Concerten u. s. w. Dies alles machte auf Gemüth und Geist einen frischen, mächtigen Eindruck. Dieser in Verbindung mit den muntern, oft mutwilligen Reisegegenissen, dem Humor der jugendfrischen Gesellschaft, den Schwänken und Neckereien, untermischt mit abenteuerlichen Phantasiegebilden im Odenwald und Spessart, durch die unser Zug ging, machte diese Reise zu einer der genußreichsten Episoden meines Lebens.

Am späten Abend des 25. Oktobers langten wir endlich in zwei Kutschen in Würzburg an; der Gasthof, bei dem man uns, fremd, wie wir waren, ausssteigen ließ, war übel gewählt; denn schlecht und schmutzig genug waren wir logirt.

Am Morgen des folgenden Tages machten wir die nöthigen Besuche, um immatrikulirt zu werden und Collegien zu belegen. Die Immatrikulation fand bei Professor Döllinger, dem berühmten Physiologen statt. Wir machten ihm unsern Besuch gemeinschaftlich. In seine Wohnung eingetreten, trafen wir einen Mann, der mit einem etwas herabgekommenen Schlafrock bekleidet, eben im Begriff war ein Bündel Holz in den Ofen zu schieben und Feuer zu machen. „Ist Herr Professor D. zu Hause?“ fragten wir. „Ja“, antwortete der Mann. „Können wir die Ehre haben, den Herrn Professor zu sprechen?“ „Kommen Sie nur herein, meine Herren, ich bin es selbst, was wünschen Sie?“ Unser Begehr wurde nun eröffnet. Döllinger drückte sein Vergnügen darüber aus, daß wir aus der Schweiz kämen, und die Sache war abgethan. Weitere Besuche, welche die meisten von

uns machten, galten den Professoren Schönlein, Professor der allgemeinen und speziellen Therapie und zur Zeit Direktor der medizinischen Klinik, Tector, Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik, d'Outrepont, Professor für Geburtshülfe. Schönlein und d'Outrepont begrüßten uns freundlich als Schweizer und erkundigten sich nach Aerzten oder früheren Schülern. Tector war, wie immer, wortkarg und steif. An demselben Tage wählten wir Quartiere, wozu einzelne schon vor uns eingetroffene Studienfreunde Vorbereitungen getroffen hatten. Ich bezog mit Hausheer, mit dem ich mich während der Reise am engsten befreundet hatte, gemeinsam ein solches, aus zwei Zimmern bestehendes Quartier an der Stiftshaufer- und Pfaffen-gasse, und wir hatten ein gute Wahl getroffen.

Am Abend dieses ersten Tages wurden wir von Clais in das Versammlungslokal der Burschenschaft eingeführt. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und schien erfreut über unsern Eintritt; denn man nahm an, daß wir Mitglieder werden wollten. Man animirte uns auch dazu und war sogar geneigt, in Anbetracht unserer in Zürich bereits absolvierten Studien, uns nicht mehr als Füchse zu betrachten und zu behandeln. Clais war schon Mitglied, und seine nächsten Freunde Studer und Hünerwadel hielten sich zu ihm und seinem Corps. Wir andern behielten uns unsern Entschluß vor. Aber wir fühlten uns wenig angezogen von dem, was wir gesehen hatten. Neben der Burschenschaft bestanden mehrere Landsmannschaften. Anschluß an die Burschenschaft oder an eine der Landsmannschaften, die theilweise uns ebenfalls föderten, oder endlich Gründung einer eigenen Landsmannschaft, das war nun die Frage. Nach allgemeiner Berathung wurde das letztere beschlossen. Eine Helvetia wurde gestiftet, die Statuten festgestellt und der Senior gewählt. Der schon im Mannesalter stehende Commititone Merk von Pfyn (nachheriger thurgauischer Regierungsrath) ward unser Haupt,

eine kräftige und tüchtige Natur. Ich verhielt mich bei allem ziemlich passiv. Ich hatte noch nicht das mindeste von einer organisatorischen oder tonangebenden Neigung in mir verspürt. Jetzt hatten wir's aber mit der Burschenschaft verdorben. Es gab Herausforderungen. Da galt es sich im Fechten zu üben und zwar hauptsächlich mit dem Rappier. Natürlich mußte auch ich den Fechtboden besuchen, hatte indeß nie Veranlassung, meine Fechtkunst, die übrigens nicht groß war, an den Mann zu bringen. Der Zorn der Burschenschaft provozirte außerdem noch eine mehr lärmende, als blutige Prügelei zwischen Mitgliedern ihres und unseres Corps in- und außerhalb einer Wirthschaft, welche immerhin zu Untersuchungen Anlaß gab.

Wir Schweizer, etwa 20 an der Zahl, lebten unter uns friedlich und heiter. In unserer Kneipe saßen wir Abends bei Sang und Klang. Unsere frohe Gesellschaft zog auch Glieder anderer Landsmannschaften an, so daß das geräumige Lokal in der Regel angefüllt war. Zum Singen war ich immer aufgelegt, das machte mir am meisten Vergnügen. Auch der Mittagstisch führte viele von uns mit andern Studenten zusammen. Hie und da wurde auch ein gemeinsamer Ausflug gemacht. Im Ganzen war der Aufenthalt in Würzburg für Studirende angenehm. Viel Genuß verschaffte uns auch das Theater. Leider war das Angenehme dieses Aufenthaltes bald getrübt durch physisches Nebelbefinden. Der Mangel an Bewegung, das viele Sitzen in den Collegien in einer zum Schreiben vornübergebeugten Stellung, die meinem schwachen Magen nicht entsprechende Diät, täglich nur ein Mal warme Speisen und diese meist schwer verdaulich Abends Bier mit Käss oder Wurst, das alles beeinträchtigte meine Verdauung und es stellten sich dieselben Beschwerden ein, die ich in etwas minderem Grade schon in Rüschlikon, aus Mangel an Bewegung verspürt hatte. Dessenungeachtet arbeitete ich von Morgens bis Abends, bis tief in die Nacht hinein, die

Zeit des Mittagessens und die paar Kneipstunden am Abend ausgenommen. Von Collegien besuchte ich Schönlein's Therapie und medizinische Klinik, Textor's Chirurgie, chirurgische Klinik und Operationskurs und d'Outreponts Geburtshülfe, dessen Klinik und Operationskurs. Schönleins Klarheit und Genialität zog mich am meisten an, seine Vorträge, aber auch nur diese, schrieb ich eifrig nach, copierte auch diejenigen von vorausgegangenen Semestern, und in seiner Klinik war ich ganz Aug' und Ohr. Immer in seiner Nähe, mußte ich ihm auch oft über die Auffassung eines gegebenen Krankheitsfalles Rede stehen. D'Outrepont, ein vortrefflicher Geburtshelfer, war seinem ganzen Wesen nach Franzose, beweglich, wortreich, eitel, aber freundlich, zuvorkommend, thätig. Textor dagegen war steif und pedantisch, seine Vorträge waren trocken, seine Operationen aber instruktiv und zwar besonders deshalb, weil er sehr langsam operirte und während der Operation jeden Schnitt und die Anwendung jedes Instrumentes erklärte, ohne sich darin durch Schmerzenslauten und Jammern des Operirten stören zu lassen. Das «cito, tute et jucunde» (rasch, sicher und heiter), das er den Schülern als Regel empfahl, ward dabei von ihm selbst nur wenig beachtet.

Freund Hausheer und ich waren vorläufig gewillt, nur ein Semester in Würzburg zu bleiben und dann nach Wien zu gehen. Ich wünschte indeß, wenn mir die Mittel dazu gewährt würden, noch vorher in Würzburg zu promoviren. Mein diesfälliges Petitum an den Onkel war bereits abgegangen. Ich stellte ihm vor, daß, wenn je gewichtige Gründe für meine Etablierung in Zürich sprechen sollten, mir der Besitz des Doktorstitels von bedeutendem Werthe sein würde. Während ich mit gespannter Hoffnung auf Antwort wartete, kam die, wie ein Sturzbad meine Hoffnung vernichtende Antwort und die Nachricht, der alte Doktor in Höngg sei gestorben, und ich solle eilig nach Hause kommen, um mir sein Kundschaft zu gewinnen. Das war ein Blitz aus

heiterem Himmel! Ich versuchte noch durch einen dringenden Brief, das Mißgeschick abzuwenden; es half aber nichts, ich mußte Würzburg, Studien, heiteres Studentenleben und meine Träume und Pläne vom Doktoriren, Besuch der Universität Wien und was sich daran knüpfte, aufgeben. Meinen Schmerz darüber vermochte auch ein, dem Brief meines Onkels beigelegtes Briefchen meiner Braut, das ihre Freude über meine baldige Heimkehr ausdrückte, nicht zu beseitigen, wenn auch das bevorstehende Wiedersehen denselben milderte.

Meine Freunde waren durch die Nachricht meiner baldigen Abreise überrascht und bedauerten mich deshalb. In Stammbuchblättern, theilweise von werthvollem Inhalt, drückten sie mir ihre Theilnahme und ihre Wünsche aus. Ich sammelte nun meine Semestralzeugnisse und kaufte mir noch chirurgische und geburtshülfliche Instrumente, die man in Würzburg in ausgezeichneter Qualität erhalten konnte. Die Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, damit ich die erste beste Retourgelegenheit, die sich darbietet, benützen könnte. Es zeigte sich auch bald eine solche. Einmal beim Mittagessen im Restaurant ward den Gästen angekündigt, daß Gelegenheit da sei, nach Heidelberg und Straßburg zu fahren, aber in zwei Stunden müßte man bereit sein. Ich war sofort entschlossen, dieselbe zu benützen, da ich dazu in Bereitschaft war. Nur von zwei meiner Freunde konnte ich Abschied nehmen und so verließ ich still und unbemerkt die Münzenstadt, um heimwärts zu kehren. Es war in den letzten Tagen des Monat März. Meine Reisegefährten waren ein alter sächsischer Kammerherr und seine Nichte. An demselben Tag gieng es noch bis Heidelberg und am folgenden, ohne irgend einen längeren Aufenthalt nach Straßburg. Der Dame mußte ich viel von der Schweiz erzählen. Sie wollte unter anderem auch wissen, ob es daselbst noch höhere Berge gebe, als diejenigen, die man in der Umgegend von Heidelberg sah.

In Straßburg verweilte ich zwei Tage, um den Münster, die vorhandenen Denkmäler, Sammlungen und anderes näher zu besehen und das Theater zu besuchen. Dann setzte ich mich wieder auf den Marsch, der Schweiz entgegen, den Tornister auf dem Rücken, den Ziegenhaimer in der Hand, die Corpsstabakspfeife im Mund, das Corpsband über die Brust, den mit Glasperlen von der Braut gestickten Tabakbeutel am kurzen Studentenrock baumelnd, den Kopf mit der rothen Corpsmütze bedeckt und die langen Lockenhaare bis auf die Schultern wallend, so zog ich rüstig dahin bis Freiburg, das mein Tagesziel war. Hier machte ich einen Tag Rast zur Umschau und zum Besuch von Schweizerstudenten. Es traf sich gerade, daß zwei von denselben in die Ferien nach Hause reisen wollten. So erhielt ich für den folgenden Tag Gefährten bis Basel. Es war ein prächtiger Frühlingstag und der Reisehumor nicht minder heiter. Den Schweizerboden in der Nähe Basels begrüßten wir mit Hochgefühl, doch sank dasselbe bei uns bald, dank der liebenswürdigen Polizei. Am Thor der Stadt fragte man nach den Pässen. Einer meiner Begleiter antwortete: „Wir haben keine Pässe, wir sind Schweizerstudenten und reisen nur heim in die Ferien.“ Ein Wink der Befriedigung, und wir zogen von dannen. Ich fühlte mich nicht veranlaßt zu sagen, bei mir hätte es eine andere Bewandtniß. Ich dachte mir die Sache abgethan. Innerhalb der Thore trennten wir uns; ich wollte bleiben, die andern aber zogen weiter. Auf der Rheinbrücke brummte mir wieder ein Polizeidiener zu: „Habt Ihr einen Paß?“ „Ja!“, „Zeigt ihn!“ „Da ist er!“ „Warum nicht am Thor abgegeben?“ „Weil man ihn nicht verlangte.“ „Kommen Sie mit auf die Polizei, der Paß muß visiert und untersucht werden.“ Meine Einwendungen, daß ich, wie der Paß zeige, Schweizer sei, blieben unbeachtet, und ich hatte das Vergnügen mich von einem Gendarm auf die Polizei

führen zu lassen, wo nach kurzem Verhör der Paß visiert und, was die Hauptfache war, die Gebühr bezahlt wurde. Glückliche Zeit der Paßplackereien!

In Basel blieb ich übernacht. Ich betrachtete mir den Münster, das Panorama vom Thurm, Wasers reiche Gemälde-sammlung, in welcher unter anderm eine Madonna von Raphael (Preis 30,000 fl.) und eine Kreuzabnahme von Holbein sich befanden, die Rheinbrücke und anderes. Am folgenden Tage giengs weiter nach Liestal. Ich hatte mir nämlich den Plan einer kleinen Schweizerreise gemacht, den ich noch ausführen wollte, bevor ich in's gebundene Berufsleben, „in's Philisterthum“, übertrate. Ich hatte noch so wenig von meinem Vaterland, das mir draußen lieb geworden war, mit eigenen Augen gesehen und war namentlich mit seinen historisch-klassischen Stellen noch so unbekannt, daß eine wahre Sehnsucht mich zu jener Reise antrieb. Ich nahm daher meinen Weg von Basel über Liestal nach Solothurn, Bern, Luzern und die Uuschweiz, die Wiege unserer Freiheit. Eine herrliche Frühlingssonne erheiterte mir die Wanderung. So dahinziehend im Studentenkostüm, rother Mütze u. s. w. zog ich die Blicke der Landleute, insbesondere der jungen Welt, aller Orten auf mich und gab zu mutwilligen und spöttischen Neckereien Stoff. Das ärgerte mich. In Solothurn angekommen verstümmelte ich meine Haarlocken und tauschte die rothe mit einer eingepackten schwarzen Mütze. So blieb ich unbeachtet und ungenickt. Am folgenden Morgen schritt ich Bern zu. Hier blieb ich einen Tag, um mich recht umzuschauen. Die Stadt machte auf mich einen großartigen Eindruck, mehr aber noch der Anblick der Gebirgs-riesen des Oberlandes von der Plattform aus. Es zeigte sich mir dann eine wohlfeile Retourgelegenheit nach Luzern, die ich benützte. In Langenthal wurde übernachtet. Der folgende Tag brachte mich nun an die Gestade des Bierwaldstättersee's, den die Uuschweiz

umgrenzt. Luzern entzückte mich durch seine Lage; das Monument, das die Stadt seither schmückt, das Löwendenkmal, war gerade in Arbeit, und ich konnte auch Thorwaldsen's Modell, das sich auf dem Gerüste befand, ruhig betrachten und bewundern. Am nächsten Tag setzte ich meine Wanderung fort. Stans, das Rütli, die Tellplatte, Altdorf, Bürglen und Schwyz wollte ich sehen. Die Fahrt von Buochs nach dem Rütli machte ich bei sehr stürmischem See in einem Kahn mit drei Schiffen. Von Schwyz mußte dann aber der Weg heimwärts d. h. gen Zürich, wo ich früher erwartet wurde, angetreten werden. Ich schlug denjenigen über Zug ein, auf welchem mir der Bergsturz von Goldau, der 15 Jahre früher (1806) stattgefunden und einen großen Teil der Dörfer Goldau und Lowerz und einen Theil des Sees von Lowerz verschüttet hatte, ganz nahe vor Augen trat. Welch' ein Anblick damals noch, welches Trümmerfeld, Welch' ein Berg von Felsblöcken, deren manche von gewaltiger Größe durch die Macht des Sturzes bis ziemlich hoch an den Fuß des Rigi hinübergeschleudert worden waren.

Nach vierzehntägigem Reisen kam ich dann in Zürich an. Hier stand ich an der Grenze der heiteren Jugend und Studienzeit und an der Schwelle des sorgenden und schaffenden Alltagslebens. Zum leichten Übergang bot mir die Liebe die Hand. Meine Braut empfing mich in ihren Armen, und die ersten Wochen wurden dem Umgang mit ihr und den Pflegeeltern, dem Besuch der Mutter, der Geschwister und anderer Verwandten und Bekannten gewidmet.
